



Heft 2

**Moralische  
Aufrüstung —**

**so  
fing  
es  
an**

Loudon  
Hamilton

*Im Ersten Weltkrieg kämpfte L. Hamilton mit der indischen Armee in Frankreich und wurde für seine Verdienste mit dem Militärkreuz ausgezeichnet. Später studierte er Philosophie in Oxford. Als Dr. Frank Buchman im Mai 1921 die Universitätsstadt besuchte, war er Gast Loudon Hamiltons bei einer der Zusammenkünfte des «Ochs-und-Bier»-Klubs im Christ Church College. Aus dieser Begegnung und Frank Buchmans Arbeit in Oxford entstand die Oxford-Gruppe, heute als Moralische Aufrüstung bekannt.*

# Moralische Aufrüstung – so fing es an

Ich lernte Frank Buchman im Jahre 1921 in Oxford durch meinen amerikanischen Freund Alec Barton kennen. Alec studierte wie ich am Christ Church College, und wir waren beide eifrige Fußballspieler. Er war bekannt für seinen Mut, den er beim Erlernen des englischen Rugby zeigte. Beim ersten Spiel stürzte er sich in seinem Feuereifer auf den erstbesten Mann, den er im Besitz des Balles sah. Es stellte sich heraus, daß es der Schiedsrichter war.

Eines Nachmittags, Ende Mai, rief mir Alec über den Universitäts-hof zu: «Möchtest du einen amerikanischen Professor kennenlernen? Er ist hier in Oxford zu Besuch.» Als Student war ich nicht besonders darauf erpicht, mit mehr Professoren als unbedingt nötig zusammenzutreffen. Aber weil Alec ein guter Freund war, stimmte ich zu: «So bring ihn halt heute abend auf meine Bude; unser »Ochs-und-Bier«-Klub tagt dort.»

Das war eine jener Debattier-Vereinigungen, in der wir die Weltprobleme bei reichlich Bier, langen Pfeifen und endlosen philosophischen Argumentationen lösten. Der einzig bedauerliche Umstand war, daß es trotzdem in der Welt nicht besser wurde. Glücklicherweise wußte ich damals noch nicht, wer Frank Buchman war; sonst hätte ich ihn sicher nicht in den «Ochs-und-Bier»-Klub eingeladen. Wir führten dort zwar den Namen Gottes oft genug im Munde, aber nicht ganz im gleichen Sinne wie Buchman.

Alec brachte also einen Herrn von etwa vierzig Jahren, mittlerer Größe und untersetzter Statur, dessen Kleidung und Akzent den Mann von Übersee verrieten. Seine Augen waren groß und lebhaft. Eine formelle Begrüßung fand nicht statt. Es waren etwa zwanzig Leute anwesend, und Buchman nahm unauffällig im Hintergrund des Raumes Platz.

Stellen wir uns die Szene vor: fast alle Studenten waren ehemalige Offiziere, vom Majorsgrad abwärts, etwa 24jährige «Veteranen», die vom Krieg her Auszeichnungen und Orden besaßen, die man aber nie zu Gesicht bekam und die nie erwähnt wurden. Diese jungen Männer hatten einen bedeutenden Einfluß in der Universität. Die meisten trieben Sport, einige sogar mit Auszeichnung. Viele von ihnen bekleiden heute wichtige Posten in den verschiedensten Städten der Welt.

Sonntags besuchten einige den Gottesdienst. Die Kirche diente uns auch als Universitätskapelle. Eigentlich war der Kirchgang obligatorisch; aber für ehemalige Kriegsteilnehmer galt diese Vorschrift nicht. Warum, habe ich nie begriffen. Hatten wir es nicht nötig, oder waren wir als hoffnungslose Fälle abgeschrieben worden? Wohl eher das letztere. Unsere allgemeine Lebenseinstellung war eine Mischung von Zynismus und Sophistik. Einige Mitglieder des «Ochs-und-Bier»-Klubs studierten wie ich Philosophie. Man charakterisierte uns recht

witzig: «Sie wollen ernsthafte Philosophen sein, aber ihre Heiterkeit bricht immer wieder durch.» An jenem Abend hatten wir uns bequem in unsere Lehnstühle geredet; die Luft war blau vom Tabakrauch, und wieder einmal waren feurige Debatten im Gang, wie man die Welt zurechtrücken könnte. Wie gewohnt, wurden zuerst vier Kurzreferate gehalten, zwei dafür, zwei dagegen, bevor die allgemeine Diskussion freigegeben wurde. In unserem «Ochs-und-Bier»-Klub hörte man nicht immer zu reden auf, wenn man nichts mehr zu sagen hatte. So war es nach elf Uhr, als ich unseren amerikanischen Besucher fragen konnte, was er über all das denke.

Buchman begann mit der überraschenden Feststellung, daß er mit allem, was an diesem Abend gesagt worden war, einverstanden sei. Dabei waren Meinungen geäußert worden, die diametral entgegengesetzt waren. Dann fügte er hinzu: «Es ist tatsächlich nötig, daß die Welt sich ändert; aber vielleicht sollte die Änderung bei einzelnen Menschen beginnen. Zum Beispiel. . .», und er fing an, uns von zwei Studenten in Cambridge zu erzählen, die sich entschlossen hatten, ihr Leben zu ändern. Natürlich spitzten wir in Oxford die Ohren, als wir von geänderten Cambridge-Studenten hörten!

Frank war natürlich zu höflich zu sagen, daß wir in Oxford uns ändern sollten. Aber die Studenten, von denen er sprach, waren uns so ähnlich, daß er uns ruhig die Schlußfolgerungen überlassen konnte. Das war für mich sehr unangenehm, obgleich sehr dringend. Ich war nämlich in einer strengen schottischen Familie aufgewachsen. Das hatte mich nie daran gehindert, Sünden zu begehen; es hatte nur verhindert, daß ich sie genießen konnte.

Nachdem Frank geschlossen hatte, herrschte tiefe Stille. Es gibt ein Stillschweigen, das bedrückt; diese Stille wirkte aber sehr belebend. Die Stimmung hatte irgendwie umgeschlagen: bis dahin gemütlich akademisch und theoretisch, wurde der Ton jetzt wirklichkeitsnah und persönlich. Es arbeitete fieberhaft in unseren Köpfen, obwohl wir vorgaben, es sei gar nichts Besonderes geschehen.

Wir taten, was zu erwarten war: pafften weiter an unseren Pfeifen, starrten auf unsere Schuhe und – sagten nichts. Obwohl Buchman keine der gebräuchlichen frommen Redensarten gebraucht hatte, wußte jedermann ganz genau, was er meinte. Die Uhr schlug Mitternacht: es war Zeit zum Aufbrechen. Ich war völlig überzeugt, daß

mein Zimmerkamerad Sandy, ein überzeugter Atheist, diese Gespräche nicht geschätzt hatte. Zu meiner größten Überraschung schlug er vor, wir sollten Buchman am nächsten Morgen zum Frühstück einladen.

Ich befürchtete, Frank würde versuchen, mich beim Frühstück zu ändern – ein bißchen früh am Morgen für eine solche Operation! So bestellte ich ein opulentes Frühstück. Er sollte vollauf mit Essen beschäftigt sein und keine peinlichen Fragen stellen können. Am nächsten Morgen stand ich, unseren Gast erwartend, am Fenster. Als er den Universitätshof überquerte, sah ich, wie er sich mit einer Gruppe von jungen, als Draufgänger bekannten Studenten unterhielt, die eben auf dem Weg zum morgendlichen Bad im Fluß waren. Sie lachten fröhlich zusammen. Die Leichtigkeit und Natürlichkeit, mit welcher er, ein völlig Fremder, sofort Kontakt gefunden hatte, beeindruckte mich sehr.

Einige Minuten später saßen wir drei am Frühstückstisch, Frank auf der einen Seite, Sandy und ich auf der andern. Solche Einladungen zum Frühstück während des Sommersemesters waren zu jener Zeit in Oxford an der Tagesordnung. Die Mahlzeiten wurden in unseren Privaträumen durch den «Scout», wie man die Bedienten des College nannte, aufgetragen.

Gewöhnlich war man bei diesen Anlässen in bester Stimmung. Dieses Mal aber war ich gar nicht so sicher, wie erfreulich es werden würde. Wir begannen mit Erdbeeren, dann gab es Porridge, Fisch, Speck mit Eiern und dazu den unvermeidlichen Toast mit Orangenkonfitüre und Kaffee.

Die konventionellen Gesprächsthemen waren bald erschöpft; irgendwie schienen sie noch belangloser als gewöhnlich. Ich war besorgt, was wohl als nächstes kommen werde. Frank schien ganz entspannt. Er erzählte, wie auf seiner letzten Reise nach Indien und dem Fernen Osten der Leiter einer großen Schule ihn zu sich gerufen und gefragt hatte, was er mit einem Schüler machen solle, der Geld gestohlen hatte. Statt direkt zu antworten, fragte ihn Frank: «Wann haben denn Sie das letzte Mal gestohlen?» Der Vorsteher dachte nach und erinnerte sich, daß er als Kind auch einmal Geld genommen hatte. «Wollen Sie das Ihrem Schüler nicht erzählen?», entgegnete Frank. Der Vorsteher tat das, und alles löste sich aufs beste.

Ich wunderte mich, warum Frank uns diese Geschichte erzählte – aber nicht allzu lange! Sobald er nämlich geendet hatte, schaute Sandy von seinem Speck mit Eiern auf und sagte: «Ich war auch nicht immer ehrlich in Geldsachen.»

Diese Bemerkung traf mich. Einerseits gehen mir als Schotte Geldsachen besonders nahe, andererseits wußte ich, daß Sandy mir gegenüber nie ein solches Zugeständnis gemacht hätte. Und dann kam mir plötzlich in den Sinn, daß ich an einen Universitätsball gegangen war, ohne Eintritt zu zahlen. Es war da nämlich eine Studentin gewesen, mit der ich furchtbar gern hätte tanzen wollen. Um die andern Bewerber im Rennen auszustechen, hatte ich unbedingt als erster an Ort und Stelle sein müssen, und so hatte ich mich so sorgfältig als möglich angezogen und war durch den Diensteingang hineingeschlichen. Bis zu diesem Moment war mir nie eingefallen, das für unehrlich zu halten. So mußte ich mir während dieses Frühstücks die ganze Zeit überlegen, wie ich das nötige Geld aufreiben könnte, falls ich mich für eine Rückerstattung des Eintrittsgeldes entschließen sollte. Das Frühstück kam mich also ziemlich teuer zu stehen! Es war ein erster Schritt zur Ehrlichkeit; viele weitere folgten.

Am nächsten Wochenende kam Frank wieder nach Oxford. Er brachte auch die beiden Studenten aus Cambridge mit, von denen er gesprochen hatte. Ich lud ein halbes Dutzend meiner Freunde ein, die Gäste bei mir zu treffen, war aber sehr unsicher, ob sie wirklich kommen würden.

Zu meiner großen Überraschung stellte sich mindestens ein Dutzend ein. Von einigen hätte man es nie erwartet, daß sie sich für so etwas interessieren würden. Andere zwar gingen regelmäßig zur Kirche, aber ihr Leben unterschied sich nicht von dem unsrigen.

Ganz ungezwungen erzählten unsere Gäste aus Cambridge, was geschehen war, als sie Frank kennenlernten. Im Nu hatten sie das Vertrauen aller Anwesenden gewonnen. Es war augenscheinlich, daß sie über etwas sprachen, das für sie ganz real war, für uns aber neu. Ihre Ehrlichkeit brachte jeden Einwand zum Verstummen, denn hinter den Tatsachen spürte man eine starke persönliche Überzeugung. Bob, eine gewinnende Persönlichkeit und überdies ein Athlet internationaler Klasse, schien all das zu besitzen, was ich von jeher für mich gewünscht hatte: Freunde, Popularität, Erfolg. Ich wunderte mich,

warum er es nötig hatte, sich zu ändern. Aber seine Geschichte, die er mit Humor und ganz freimütig erzählte, ließ uns darüber nicht im geringsten Zweifel.

Der zweite Student, Murray, war ein ganz anderer Typ. Er kam aus einer bekannten christlichen Familie und war Offizier in meinem Regiment gewesen. Ich kannte ihn als einen jener Christen, die man bei den nächtlichen Gelagen nie betrunken machen konnte, die uns andererseits aber nicht vom Trinken abzuhalten vermochten – kurz, ein Mann, den man achtet, dem man aber lieber aus dem Wege geht.

Nachdem unsere Besucher gesprochen hatten, wurde die Unterhaltung allgemein. Ich fragte Murray, warum er sich ändern mußte, da er doch immer ein guter Christ gewesen sei. Hier seine Entgegnung: «Ja, ich hatte immer einen Glauben an Christus; aber ich war nie imstande, Leuten zu helfen, die, wie du, zum Teufel gingen». Ich stellte keine weiteren Fragen mehr.

Die Versammlung hatte sich in lebhaft diskutierende Gruppen aufgelöst. Bob, von je einem Oxford-Studenten flankiert, spazierte im Hof. Er schien sie an diesem Abend besser kennengelernt zu haben als ich in zwei Jahren.

Die Ereignisse dieses Wochenendes sprachen sich rasch herum. In der Universität und außerhalb herrschte eine Atmosphäre gespannter Erwartung. Studenten, die ich kaum kannte, kamen zu mir und wollten mehr wissen. Manche gaben sich neutral oder offen feindselig; dahinter verbarg sich aber mehr als nur müßige Neugier. Wir waren alle zum Nachdenken gezwungen worden und mußten uns mit Dingen befassen, die wir lieber vergessen hätten. Schließlich liebt es keiner, zum Denken angehalten zu werden, schon gar nicht auf der Universität, wo man das lernen muß, was andere gedacht haben. Wir brüsteten uns als zukünftige Philosophen, nichts ungeprüft zu übernehmen. Tatsächlich gingen wir aber von ganz bestimmten Voraussetzungen aus, wie zum Beispiel: Es gibt keinen Gott; die menschliche Natur kann nicht geändert werden; es ist unmöglich, immer nach moralischen Grundsätzen zu leben. Woher wußten wir das? Wir hatten es ja nie ausprobiert!

Wir hatten viele Theorien. In Oxford bezeichnete man eine Tragödie als «eine schöne Theorie, die durch eine häßliche Tatsache zerstört wurde». Buchman stellte uns Tatsachen gegenüber. Wir sahen

Menschen – und manchmal solche, von denen wir es am wenigsten erwartet hätten –, die ganz anders geworden waren und die sich auch nicht scheuten, darüber zu sprechen.

Die nächsten Wochen gehörten zu den schwersten meines Lebens. Ich mußte erkennen, daß meine bisherigen, oft krampfhaften Versuche, eine befriedigende Lebensphilosophie zu finden, völlig fruchtlos geblieben waren. Von einem Gedankengebäude zum andern schreitend, mußte ich entdecken, daß jedes nur wie eine schwimmende Insel war, die unweigerlich einem Katarakt zutrieb, dessen Tosen ich bereits hören konnte. Der Katarakt hätte für mich bedeutet, jeden Versuch aufzugeben, die Lebensrätsel zu entwirren. Ich wäre ein zynischer Materialist geworden.

Allzu lange hatten wir in den Wolken philosophischer Abstraktionen und intellektueller Spitzfindigkeiten gelebt, ohne damit die grundsätzlichen Fragen, die uns beschäftigten, beantworten zu können: «Worauf kommt es wirklich an? Kann man für etwas leben, das größer ist als Selbstsucht? Müssen wir wirklich alle hohen Gedankenflüge und die Kameradschaft der Kriegszeit fahren lassen und anerkennen, daß trotz allem der Sieg nicht vollständig war?» Welch klägliche Aussichten! Da wir auf all das keine Antwort wußten, flüchteten wir uns in Zynismus und Frivolität. Mit etwas Übung und Ausdauer lernt man bald, eine Fassade aufzurichten und hofft, daß die Freunde nicht dahinterkommen werden. Ein Dichter schrieb über die englische Gesellschaft:

«Sie reden und bewegen sich gleich Schatten, korrekt ist alles, aber nichts ist klar.»

Es war Mode, sich als «unverpflichtet» und «jeder Wahrheit offen» zu geben. Nur war das gar nicht ehrlich. In Tat und Wahrheit waren wir völlig «verpflichtet», nämlich das zu tun, was uns gefiel. Wir nannten das «Freiheit». Unsere Götzen waren Sex, Erfolg und Sicherheit, und sie verehrten wir sklavisch, wo immer sich Gelegenheit bot. Rugby-Spielfeld und Tanzboden – das waren die Orte, wo ich besonders glänzen wollte. Wenn immer ich über Religion nachdachte, und das geschah nicht allzu oft, erklärte ich offen, keinen Glauben zu haben und benützte diese Feststellung als Vorwand, mich nicht ändern zu müssen.

Ich war in einem konventionellen Glauben erzogen worden ohne

die Erwartung, daß Gott irgendeinen Einfluß auf das tägliche Leben haben könnte. Dieser Glaube wurde im Ersten Weltkrieg auf die Probe gestellt. Wenn je eine göttliche Intervention nötig war – schien mir –, so damals. Aber Gott schien sich nicht um uns zu kümmern.

Zur Zeit der ersten Somme-Schlacht (Juli bis September 1916) war ich gerade neunzehn Jahre alt, und während der Schlachten um Passchendaele (Juli bis November 1917) wurde ich zwanzig. In einundzwanzig Wochen stiegen die britischen Verluste an der Somme auf vierhundertzehntausend Mann, durchschnittlich zwanzigtausend pro Woche; in fünfzehn Wochen verloren wir bei Passchendaele zweihundertfünfundvierzigtausend Mann, im Durchschnitt also sechzehntausend pro Woche. Oft wurden gerade die besten Leute getötet – zahllose Leben scheinbar nutzlos verschwendet. Die Leiden, ja die zeitweilige Barbarei und die Langeweile schienen endlos. Ich versuchte nach bestem Vermögen, in all dem die Hand Gottes zu sehen, aber es gelang mir nicht.

Eines Nachts während der Schlacht bei Passchendaele ballte ich die Fäuste gegen die Sterne und verfluchte Gott mit meinem ganzen Sein, weil er solche Dinge geschehen ließ. In jener Nacht starb mein Glaube – ich dachte, für immer.

Erst viel später begriff ich, daß all diese Dinge geschehen, weil der Mensch sich halsstarrig weigert, nach Gottes Willen zu leben. Kurz nachdem ich Frank Buchman kennengelernt hatte, ging mir diese Tatsache auf. Und damit begann zum ersten Male eine Antwort auf den Zynismus und die Apathie für mich Form anzunehmen. Es geschah folgendermaßen:

Mitte Juni 1921 legte ich die Schlußexamen ab, und meine Universitätszeit war zu Ende. Im September sollte ich in Eton unterrichten. Eines Tages erhielt ich einen Brief von unseren beiden Freunden Bob und Murray aus Cambridge. Sie luden mich zu einem Wochenende mit Frank und seinen Freunden an der dortigen Universität ein. Die Einladung lautete auf eine «Haus-Party». Das erregte meine Neugierde. Was würde wohl Frank an einer solchen «Haus-Party» machen – einem Anlaß, der sonst gewissen vornehmen Gesellschaftsschichten vorbehalten war?

Es ist manchmal recht schwer, die genauen Beweggründe zu erkennen, die uns zu einer Entscheidung von großer Tragweite führen.

Neugierde war bei mir sicher im Spiel, gewiß auch Vertrauen. Buchmans Aufrichtigkeit war überzeugend, und auch die Natürlichkeit und Kameradschaft, die in seinem Kreise herrschten. Sie hatten nichts zu tun mit jener gekünstelten Herzlichkeit, die man so oft bei den religiösen Enthusiasten an der Universität antraf. Ich sehnte mich zu tiefst nach richtiger Kameradschaft. Aus irgendeinem Grunde hatte ich sie nie erlebt. Aber bald sollte ich das Geheimnis wahrer Freundschaft kennenlernen und noch vieles mehr.

Manchmal werden wichtige Entscheidungen durch scheinbar belanglose Umstände beeinflußt. So war es auch in meinem Fall. Ich hatte nämlich nicht genug Geld, um mir ein Wochenende in Cambridge leisten zu können. Mit der Post, die mir die Einladung brachte, erhielt ich ganz unerwartet fünf Pfund. Sie kamen von einer Tante, für die fünf Pfund eine Menge Geld bedeutete. Nie zuvor hatte sie mir Geld geschickt, und es blieb auch das einzige Mal. Sie wußte nichts von meiner Lage; aber ihr Geschenk bewog mich, die Einladung nach Cambridge anzunehmen. Ich ahnte nicht, welche Folgen dieser Schritt haben würde.

Es herrschte eine gewisse Spannung, um nicht zu sagen geheimnisvolle Erwartung, als wir uns am ersten Abend in der Trinity-Hall zum Nachtessen einfanden. Jene typisch englische Zurückhaltung fremden Menschen gegenüber schien hier nicht zu bestehen. Wir waren etwa dreißig junge Leute. Im Verlauf des Wochenendes gesellten sich weitere Gäste dazu: Studenten, die ihre Universität an wichtigen Sportanlässen vertreten hatten, Ruderer aus Eaton, der Präsident der «Oxford-Union», verschiedene Preisträger von Universitätswettbewerben, einige Marineoffiziere, Inder und ein Chinese. Unter den älteren Besuchern waren ein Oberst vom Kriegsministerium, ein englisches Parlamentsmitglied und ein amerikanischer Rechtsanwalt. Die beiden letzteren hatten eben in London, offenbar etwas reichlich, den glücklichen Abschluß eines wichtigen internationalen Abkommens gefeiert. Nach ihrer Ankunft in Cambridge waren sie stracks im «Butterkeller» (wo aber keine Butter serviert wird) eingekehrt, und daher waren sie gegen Ende des Nachtessens in ziemlich überbordender Stimmung.

Nach dem Essen setzten wir uns in einem großen Kreis zwanglos in die tiefen Armstühle – und warteten. Buchman machte einen küh-

nen Vorstoß, indem er uns aufforderte, reihum unsere Namen und Herkunft zu nennen. Wir faßten uns sehr kurz. Zuletzt kamen unsere beiden tafelfreudigen Politiker an die Reihe und zeigten sich sehr redselig. Der Parlamentarier begründete weitschweifig, aber nichts sagend, warum er gekommen sei, und der Amerikaner verlor sich in einer gewundenen Lobrede auf die Herrlichkeiten Amerikas: «Ja, bei uns sind die Berge so hoch, daß man, auf den Gipfeln stehend, die Füße der Engel kitzeln kann.» Was man mit einer solchen Turnübung erreichen konnte, war nicht ganz klar. Jedenfalls trug die Rede zur ungezwungenen Stimmung bei.

Dann erzählte Buchman die Geschichte seines Freundes Bill Pickle, der einst im Staatlichen College in Pennsylvanien, wo Buchman sieben Jahre lang gelehrt hatte, einen intensiven Alkoholschmuggel betrieb. Die Moral des College war sehr tief, die Leistungen mager, das Trinken florierte, und die Fußballmannschaft kam von jedem Match geschlagen nach Hause. Als Bill sich änderte, wurde auch im College alles von Grund auf anders. Buchman erzählte die Geschichte mit so viel Humor und Natürlichkeit, daß die anderthalb Stunden im Nu verstrichen. Wir waren gepackt von den vielen Ähnlichkeiten mit unseren eigenen Erfahrungen. Zum erstenmal hatte Güte etwas Anziehendes und schien sogar wirkungsvoll zu sein! Wir gingen alle recht vergnügt zu Bett, ausgenommen der Rechtsanwalt.

Im Laufe des Abends waren nämlich noch drei weitere Amerikaner hinzugekommen. Es stellte sich heraus, daß der eine, namens Bill, der beste Freund des Sohnes des Rechtsanwalts gewesen war. Dieser Sohn war in Frankreich gefallen. Als nun der Rechtsanwalt Bill erblickte, war es ihm, als stände er seinem toten Sohn gegenüber. Er wurde weiß wie ein Leintuch. In jener Nacht saßen er und der Parlamentarier noch lange beisammen, und jeder versuchte, dem andern klar zu machen, wie sehr er Änderung nötig hätte.

Am nächsten Morgen versammelten wir uns wieder, ohne recht zu wissen, was zu erwarten war. Es sprachen fast ausschließlich Leute, die Buchman schon länger kannten. Er selbst sagte wenig. Er forderte gelegentlich einen seiner Freunde auf, eine persönliche Erfahrung zu erzählen als Antwort auf eine aufgeworfene Frage. Keiner theoretisierte oder predigte: Argumenten wurden Tatsachen gegenübergestellt, der Fragesteller, wenn er ehrlich mit sich selber war,

fand sich zum Schluß meist einer persönlichen Herausforderung gegenüber. Es war faszinierend.

Zur Diskussion stand das Thema: «Was könnte in der Welt geschehen, wenn Menschen sich ändern würden?» Lebhaftes Auseinandersetzen entwickelte sich, oft von schallendem Gelächter unterbrochen; manchmal herrschte auch nachdenkliche Stille. Für gewöhnlich fühlt man sich in solchen Situationen befangen und wünscht, es möchte doch jemand etwas sagen. Aber hier berührte uns die Stille gar nicht peinlich; es gab ja so viel Stoff zum Nachdenken!

Gegen Ende des ersten Morgens erklärte Murray, einer der Cambridge-Studenten, die Dr. Buchman nach Oxford begleitet hatten, wie ein Mensch sich ändern kann. Ich ärgerte mich über mich selbst, weil ich mich leicht unbehaglich fühlte, ohne zu wissen, warum.

Ein neuer Geist war am Werke. Die Tischgespräche verliefen anders als früher. Die Apathie war verschwunden, Zynismus wirkte plötzlich billig, die Argumente schienen fadenscheinig, Entschuldigungen wurden auf ihr wahres Wesen hin durchschaut. Unsere üblichen Argumente waren zusammengebrochen, und die Leute schienen ganz zwanglos miteinander zu verkehren.

Je weiter das Wochenende vorrückte, desto klarer wurde mir, daß es zu einer Entscheidung kommen mußte. Es war unmöglich, die Realität dessen, was wir gesehen hatten, zu übergehen; man mußte sich mit dieser Herausforderung klar auseinandersetzen. Niemand hatte versucht, uns zu sagen, was wir tun sollten; wir konnten frei wählen. Ich hatte das beklemmende Gefühl, vor der wichtigsten Entscheidung meines Lebens zu stehen. In dem, was andere Leute während dieses Wochenendes erzählt hatten, fand ich meine eigenen Erfahrungen widerspiegelt. Und was ich sah, gefiel mir gar nicht. Ich hatte indessen genug gehört, um zu wissen, daß eine neue Lebensweise möglich sei. Ich war entschlossen, nicht mehr in das alte Fahrwasser zurückzufallen; aber ich war nicht sicher, ob ich ganz Frank Buchmans Weg gehen wollte oder nicht. Ich befand mich in einem Dilemma.

Die Entscheidung fiel am Sonntagnachmittag, als ich mit drei Freunden Tennis spielte. Ich hatte beschlossen, daß ich ihnen nach dem Spiel absolut ehrlich all jene Dinge sagen würde, die ich bisher aufs sorgfältigste vor jedermann verschwiegen hatte. Ich fürchtete mich

vor dem, was sie über mich denken würden und glaubte, sie würden bestimmt kein Wort mehr mit mir sprechen.

Zu meiner Überraschung und Erleichterung stellte sich heraus, daß ich nicht allein war. Der Reihe nach sprach jeder ehrlich über sich selbst, und wir entdeckten, daß wir alle eine Änderung und innere Reinigung nötig hatten. Da blieb nur noch das eine zu tun übrig: wir knieten nieder und beteten. Es war mein erstes wirkliches Gebet. Wir spürten Gottes Gegenwart. Ein schweres Gewicht fiel von mir ab, und es gab kein Zögern und Zweifeln mehr. Jetzt zählte nur noch die Frage, wie schnell und wie wirkungsvoll wir diesen neuen Geist verbreiten konnten.

Ich hatte ein ehrliches Experiment gemacht, genau wie irgendein Wissenschaftler – und das Ergebnis war ein Wunder. Zum Beispiel glaubte ich seit langem nicht mehr daran, daß es für mich je möglich sein würde, ein reines Leben zu führen. Darum war ich übrigens auch so apathisch und zynisch. In zwei kurzen Tagen fielen die üblen Gewohnheiten von Jahren von mir ab. Zu meiner Überraschung hatte ich plötzlich saubere Gedanken und eine saubere Zunge – etwas, das ich nie durch meine eigene Anstrengung hätte erreichen können. Mein Leben hatte einen ganz neuen Sinn und Zweck gefunden.

Den meisten von uns – jedem auf seine Art – brachte dieses Wochenende eine tiefgehende christliche Erfahrung. Zum erstenmal in meinem Leben wurde Christus eine lebendige Realität, ja sogar eine absolute Notwendigkeit. Alte Wahrheiten, die ich von Kindheit an gehört hatte, wurden mein persönliches Eigentum. Ich verstand, was Vergebung bedeutet; wie sie mächtig jede Faser unseres Wesens durchdringt und unser Leben auf eine neue Ebene hebt. Die Mauer zwischen mir und Gott, die so unüberwindlich geschienen hatte, bestand nicht mehr. «Weil er allezeit lebt, um für uns einzutreten.» Das war der Schlüssel. Ich wußte, ich war völlig frei. Es liegt kein persönliches Verdienst in einem solchen Erlebnis; es ist ein reines Geschenk. Wenn eine alte Barke bei Ebbe im Schlamm steckenbleibt und dann von der hereinbrechenden Flut wieder flott gemacht wird – wessen Verdienst ist das? Man muß nur die Segel hissen, und schon ist man auf der Fahrt.

Andere Freunde machten ähnliche Erfahrungen. Bald waren wir eine Gruppe gleichgesinnter Menschen, bereit zum Kampf, unbeein-

flußt von dem, was andere denken, sagen oder tun würden. Natürlich hatte es bei uns mit einer Änderung in jedem einzelnen begonnen, aber dabei blieb es nicht. In jenen Jahren der Nachkriegszeit war auf allen Gebieten ein neuer Geist dringend nötig. Wir hatten etwas gefunden, das weltweite Gültigkeit besaß, und es war klar, daß alle Nationen diese Antwort finden mußten, wenn sie nicht untergehen wollten. Was jetzt not tat, war, die Zahl der Streiter zu vermehren.

So vieles hatte sich in Oxford geändert, daß öffentlich im Gebet von der Kanzel für den neuen Geist an der Universität gedankt wurde. Etwas später bat mich der Vorsteher eines der dortigen Colleges, zurückzukommen, um die Arbeit von Frank Buchman weiterzuführen. In seinem Brief wurde mir ein Bett, drei Mahlzeiten im Tag, aber kein Gehalt angeboten. Ich wußte, daß ich das Angebot annehmen sollte, und so ging ich hin.

Andere kamen mir zu Hilfe.

Während der nächsten fünfzehn Jahre war Oxford unser Weltzentrum. Das Interesse wuchs. Aus vielen Ländern kamen Einladungen, und es dauerte nicht lange, bis wir jeweils über die Sommerferien mehr als zehntausend Gäste in Oxford willkommen hießen. Es wären noch mehr gewesen, wenn wir genügend Betten für sie gehabt hätten. Wir wurden in der ganzen Welt unter dem Namen «Oxford-Gruppe» und später als «Moralische Aufrüstung» bekannt.

Ich bin jetzt siebzig Jahre alt, und einmal mehr haben wir eine zynische und rebellische Generation. Der Zynismus ist heute genau so verbreitet wie früher. Aber wir haben einen Vorsprung: die Saat, die Frank Buchman in den zwanziger Jahren gesät hat, ist aufgegangen. Heute ist eine weltweite Mannschaft an der Arbeit, die zerstörenden Kräfte zu überwinden.

Frank Buchman zitierte oft ein chinesisches Sprichwort: «Wer für ein Jahr plant, der pflanze Korn. Wer für dreißig Jahre plant, der pflanze Bäume. Wer für hundert Jahre plant, der pflanze Menschen.»

In diesen Männern und Frauen liegt die Zukunft. Sie marschieren vorwärts, und ihre Zahl nimmt beständig zu. Das Programm ist von seinen Anfängen bis heute das gleiche geblieben. Es wird am besten mit Frank Buchmans Worten zusammengefaßt: «Ich möchte eine Welt sehen, die von Menschen regiert wird, die sich von Gott führen lassen. Warum sollte Gott nicht über die ganze Welt herrschen?»

**Caux-Information, Postfach 218, CH-6002 Luzern**

**Druck: Unionsdruckerei AG, Luzern**

**Printed in Switzerland**